Es werde Licht

Eine studentische Zeitung für Belletristik

Jahrgang 2 | Berkeley, 18. Februar 2015 | 2. Ausgabe

Sehr geehrte Leser,

draußen weht der Wind. Sturmwolken nähern sich uns an. Vor der Tür steht die Kälte, die bis in die Knochen eindringt. Wir sprerren uns in unseren Wohnungen ein und drängen uns um den Herd – eher die Zentralheizung – für die köstliche Wärme, die daraus strömt. Wir werden sesshaft, unsere Körper erwärmen sich aber das Hirn treibt sich in einen langweiligen Kreis herum. Es gibt keinen besseren Grund dazu, eine Kopie unserer neuesten Ausgabe zu lesen!

Denn die körperliche Wärme dient keineswegs unserer gedanklichen Tätigkeit – das Hirn erfriert, während wir uns vor der Kälte wehren, und die Einsamkeit schleicht herein, ohne dass wir es merken. Aber wir sind nicht alleine.

Ja, wir sind nicht allein – der Gedanke, der auf uns im Kopf lauert und uns anders sagt, ist ein bösartiger Lügner. Er will, dass wir gegen unseren Verstand handeln, dass wir uns in den schlafwandelnden Müßiggang verfallen. Die zerstörerische Energie unserer Natur regt sich in diesen kalten Tagen ohne Hindernis auf, gedeiht wie Bakterien in der Petrischale unseres Leibs.

Die Selbstachtung lässt uns aber nichts davon halten. Das brauchbare Medikament, das gegen die Bakterie der von der Kälte bedingten Faulheit wirkt, ist genau das, was ihr gerade auf deisem Blatt angefangen habt: das Lesen.

Die Wände können uns mit ihrer Enge drohen, möge das Himmel ihre erschütternde Wut auf uns werfen, aber wir geben es immer noch nicht auf. Die Sonne scheint mit voller Pracht in der herrlichen Welt der Literatur, sie huscht jede Kälte.

Reist mit uns aus dem Winter dieser Welt und in den ewigen Sommer der Worte! Er wartet auf euch mit offenen Armen.

mit allerliebsten Grüßen
eure Redaktion

Diese Zeitschrift wird von Studenten betrieben – die Inhalte dieses Blattes sind deren Meinungen und entsprechen n i ch t den Meinungen der University of California Berkeley oder deren Department of German.

Realitätsbewältigung

Die Prinzessin und das Schneedorf

»Mit flüssigen Diamanten kann man ein Reich beherrschen, oder sogar gründen«, sagte die jüngere Hexe dem Mädchen. »Und was hat das alles mit mir zu tun?« fragte das Mädchen.

»Denn alles, was seine Kraft von außen bekommt, kann entkräftet werden. Drachen kann man töten. Kann man zähmen. Es gibt in dieser Welt Böses, welches man höchstens für alle Ewigkeit fernhalten kann. Aber merk dir meine Worte: du wirst dein Dorf wiedersehen«.

Das Mädchen war voller Angst und schwieg. Es sah die ältere Hexe an, welche nickte nur mit dem Kopf. Als die drei den Berghang hinabstiegen, wartete die ältere Hexe, bis das Mädchen außer Hörweite war, dann flüsterte der jüngere zu: »Das hättest du nicht versprechen sollen. Du kannst ja nicht wissen«. Die jüngere legte die Stirn in Falten, aber schwieg. »Weiß ich selber nicht. Sicher ist dieses nur: Eine Hexe, ein Wort«. »Dann wirst du deins noch halten«, antwortete die jüngere knapp.

Stundenlang schleppten sich das Mädchen und die Hexen durch den verschneiten Wald. Die Sonne war bereits niedergegangen, als die drei auf ein kleines Dorf stießen. War es überhaupt ein Dorf? Zuerst sah das Mädchen nur Trümmer, aber binnen kurzem kamen langsam, einer nach dem anderen, die Dorfleute in Sicht heraus. »Wer seid ihr denn?« schnappte eine Frau. Neben ihr richtete ein Junge Pfeil und Bogen nach den Wanderern.

»Wir sind Hexen!« sagten die Hexen gleichzeitig. Die Frau signalisierte dem Jungen den Bogen herabzusetzen und lachte. »Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Bitte, kommen Sie herein!« »Wohin?« fragte das Mädchen, in Erstaunen versetzt: Vom Dorf übriggeblieben war nur verbranntes Holz. Selbst die Erde um die Holzstücke herum war verbrannt.

Hinter den Bäumen, unter dem Schnee verborgen war die große, reinweiße Schneehütte. Doch von innen sah es noch größer aus: Es war, so hätte man sagen können, eine glänzende Halle, in welcher vier Dutzend Frauen, alte Männer und Kinder umherliefen.

»Ihr Zuhause ist sehr schön«, sagte das Mädchen bewundernd. »Welch-

(fortgesetzt auf Seite E mittig)

B

Störung, Stadt, Gestaltung

Stadt und das Problem mat Talent als Götze

In den Staaten eifern Städte seit zehn Jahren immer mehr um etwas Immaterielles. Stadtplanung-Trends haben neue Regeln für Lokalregierung hergestellt und diese Regeln schreiben vor, dass die wichtigste Ressource für Städte, die erfolgreich sein wollen, Talent sei. Auch auf Englisch könnte dieses Wort großgeschrieben werden, denn die Idee ist fast zur Ideologie geworden. Nach diesen Regeln suchen Städte nach Talent, weil sie wissen, dass nur Talent die größte, erfolgreichste Unternehmen anlocken können, um Reichtum zur Stadt zu bringen. Nach dieser Lehre ist das Streben nach städtischem Wohlstand sinnlos und unmöglich für Städte ohne Talent, ohne Menschen die von Pop-Stadtforscher Richard Florida das „creative class" genannt wurde. Und es gibt auch ein Rezept, um diese Klasse zu ködern. Das „creative class" will kreative, lebendige Kieze, mit Cafés, Restaurants, Musikszenen, Fahrradwegen und Begehbarkeit. Und auf der Suche nach diesen Personen haben zahlreiche Städte Aktionen unternommen, die ihre Kieze als kreative, coole Orte schildern und als Allheilmittel für städtische Probleme geführt werden.

Aber hier machen diese Städte drei große Fehler. Diese Idee ist attraktiv, weil es einfach und preiswert ist. „Rebranding" mit kreativen Schlagwörtern ist einfacher als komplexe Probleme der Ungleichheit zu konfrontieren. Dort ist der erste Fehltritt – das Glauben, dass etwas Superfizielles tief verwurzelte Probleme ansprechen könnten. Zweitens, die Nachbarschaftsstimmung und das Ortgefühl, die Lokalregierungen schaffen wollen, können nicht artifiziell geschafft werden. Es kommt, wenn Menschen kommen, die eine Gemeinschaft fördern, nicht andersherum. Außerdem muss man auch fragen, wer schon in diesen Vierteln lebt, denn in Städten gibt es nie eine tabula rasa. Alles hat Geschichte, und wenn etwas neu gemacht wird, muss etwas Altes niedergerissen werden. Drittens ist der Glaube, den von vielen Wirtschaftswissenschaftlern, wie Professor Enrico Moretti in Berkeley, verbreitet wird, dass eine steigende Flut alle Boote hebt. Für Städte mit Talenthaufen, wie San Francisco, Seattle und Washington, D.C., wurde diese These völlig diskreditiert. Es stimmt, das die meisten Gehalten in solchen Städten mit Talent-Zustrom steigen, aber sie steigen nicht genug, um mit Lebensunterhalt Schritt zu halten.

Es stimmt, dass Städten ohne Talent nicht konkurrieren können. Lebensqualität in Städten hängt stark von der städtischen Wirtschaftlichkeit ab. Aber die Taktikphilosophie, die

(fortgesetzt auf Seite E links oben)

C

Erlebte Geschichten

Auf der Bühne

Ich hätte noch nie geglaubt, so viele Freunde in Berlin machen zu können. Dass ich sie alle auf einmal kennen lernen würde, hätte ich noch weniger geglaubt. Wenn ich jetzt daran denke, sehe ich ein, dass die unter uns verknüpfte Freundschaft anhand der Umstände unvermeidlich gewesen war. Aber damals war es mir, trotzdem, unglaublich vorgekommen. Es geschah im Sprachkurs.

Vor dem Beginn des Semesters an der Humboldt Universität, mussten alle ausländischen Studenten als Vorbereitung des kommenden Semesters Sprachkurse belegen. Also gingen wir alle an einem kühlen, von den Strahlen der aufgehenden Sonne weißgefärbten Morgen zur Uni, wo auf uns eine lange Rede und ein anstrengender Sprachtest erwarteten. In dem großen Saal war alles dunkelblau, sowohl die Vorhänge als auch der Stoff auf den Stühlen. Die meisten Studenten waren Europäer, die durch das europäische Austauschprogramm, Erasmus, nach Berlin gekommen waren. Als ich bald erfahren sollte, nannte man sie: Erasmusstudenten.

An dem ersten Tag des Unterrichts saßen wir in einem Kreis. Um mich herum gab es nur Erasmusstudenten. Insgesamt zehn. Ein paar hatten schon ihre Grammatikbücher mit. Andere beschäftigten sich mit

(fortgesetzt auf Seite E links mittig)

Ich schaue mich um...

Menschenwesen

Tief im Schlaf lag der Typ, das Wesen des Menschen. Man konnte dieses Wesen von Weitem spüren, denn es lag entblößt, für alle da. Die meisten von uns, wir versuchen dieses Wesen zu verstecken, hinter Düften, Pflege, Kleidung, Geld. Dieser armselige Mensch, dieses wahre Wesen hatte kaum ein Stückchen von allen. Auch Leben – oder was wir als gewöhnliches Leben bezeichnen – fehlte ihm. Sein ganzes Hab und Gut lag da, um ihn geschart, eine elende Mischung aus Nutzen und Sentimentalität.

Es konnte kein ruhiger Schlaf sein, verkrampft und unnatürlich gebeugt auf der kleinen Bank am Ende des U-Bahn-Waggons. Es war dem Wesen völlig egal, wohin er jetzt fuhr, nur dass er die Wärme genoss und seine Tiefen entfaltete. Und diese Entfaltung gelang ihm prachtvoll. Sobald die Waggontüre sich öffneten wurde der Hauch des Wesens über den Bahnsteig schweben und die dort stehenden Fahrgäste einwickeln. Im Waggon selbst wurde die Stärke dieses Wesens sogar unerträglich, es überfüllte den engen Raum, ließ kaum einen Atemstoß Luft bleiben. die Harten, die es noch zu wagen imstande waren, um Waggon zu bleiben, zeigten ihre Unzufriedenheit ausdrücklich. Immerhin saß man aber da, verschwiegen in das Antlitz

(fortgesetzt auf Seite F links unten)

D

Talent, von Seite C
sagt, dass Städte all ihre Energie auf dieses Talentlocken ausgeben sollen, ist fehlerhaft. Es gibt keine Einzellösung für die historischen Herausforderungen, die immer noch mächtig gegenüber vielen Städten stehen. Je früher Stadtführungen das erkennen, desto effektiver können sie nach echtem Wohlstand streben.

AC.

Die Prinzessin, von Seite B
Welches Zuhause?« antwortete die Frau und lächelte. »Es ist eine Hütte, sonst nichts«.

KS.

Fortsetzung folgt!

Bühne, von Seite D
der Wiederholung des Vokabulars aus abgenutzten Heften. Wir wurden gebeten uns vorzustellen:
»Lulu, aus Frankreich; ich studierte Medizin« –
»Marie, aus der Schweiz; ich bin Anwältin, fast, denn ich muss noch nach diesem Semester die Anwaltsprüfung absolvieren« –
»Laura, aus Dänemark; Ich studiere Archäologie« –
Und so ging es weiter… Und alle waren ernst und niemand lächelte; niemand bis auf den Professor: Endlich war er an der Reihe. Er hieß Hans und wünschte uns Willkommen in Berlin. Er habe schon mehrere Jahre mit Ausländern gearbeitet und dabei habe er eine besondere Methode entwickelt, die das Sprachlernen durch das Schauspielen ermögliche und...
Ich sah mich in der Klasse um. Da waren zehn skeptische Gesichter auf Hans gerichtet.
»Also stellt bitte jeden Morgen die Stühle in eine Runde«, fuhr Hans fort, ungestört von den Gesichtern, »Die Grammatikbücher braucht ihr nicht mitzubringen; Grammatik könnt ihr zu Hause machen, wenn ihr wollt. Damit beschäftigen wir uns nicht in der Klasse«.
Auf den zehn Gesichtern waren die Augen größer geworden; Hundert Finger spielten rastlos über die noch offenen Bücher und Hefte, die auf zehn unruhigen Schößen ruhten.
»…Endlich bereitet ihr als Klausur ein Theaterstück vor, das ihr vor den Studenten der anderen Klassen spielen werdet«.
Augenfällig war die Verzweiflung auf den zehn Gesichtern… Eigentlich, elf, denn ich war selber noch verzweifelter als alle anderen. Ich wollte Deutsch lernen…die paar Wochen, die ich bisher in Deutschland verbracht hatte, hatten mir die schmerzlich fiesen Verhältnisse meiner Deutschkenntnisse klargemacht. Wie konnte ich durch Theaterspielen ohne Grammatik oder Aufsätzeschreiben Deutsch lernen; das könnte nur ein Witz sein.
Der erste Tag war zu Ende. Es war kein Witz: Wir hatten zwei Stunden lang in dem Kreis gestanden
(weiter auf der nächsten Seite)

und verschiedene Gedächtnisspiele gespielt. Ich gebe es zu, es hat mir Spaß gemacht. Und am Ende hatte ich mindestens die Namen meiner Kommilitonen gut gelernt, weil eines der Spiele darin bestand, dass wir die Namen der anderen Studenten immer schneller und schneller wiederholten. Nach dem Unterricht gingen wir raus. Verbunden durch den Schock und die allgemeine Verzweiflung tranken wir Bier, aßen wir Würste und quatchten die ganze Nacht… auf schlechtes Deutsch, aber immerhin Deutsch. Und auf Deutsch würden wir das ganze Jahr weiter sprechen, sogar die Franzosen untereinander. Ohne es sich merken zu lassen, war an dem Abend eine dauerhafte Freundschaft erblüht.

KY.

Menschenwesen, von Seite D
seiner Wahrheit starrend. Denn man sah doch die Wahrheit darin, sah die vergeblichkeit des Flüchtens vor dem eigenen Ich.
Eine Schramme, oder vielmehr eine sickernde Wunde, war auf dem nackten Rücken zu sehen. Davon treifte alle paar Sekunden Blut, das dem Schlummern des Wesen eine abgründige Festigkeit verlieh. Das war aber von keiner Bedeutung, niemand schrak davor. Stattdessen was es dieses Angesicht-zu-Angesicht-Sein mit der Realität, das man schockiert.
Die Türe schlossen sich und der Zug fuhr ohne weiteres fort. Nicht-sehende Wesen, die sich aufspielten und taten, als ob sie nichts Gemeinsames mit dem, mit diesem einsamen, wahren Wesen hatten, traten ein und aus, während der Zug dessen planmäßigen Weg fortsetzte. Jeder bekam im Gesicht die Widerspiegelung seeiner Natur, wandte sich eiligst davon und guckte verstimmt aus dem Fenster. Das rasende Nichts brachte mit sich dennoch viel mehr Erkenntnis denn Ruhe und die Blicke schielten auf Arbeit, Bücher, Handys, nach der kleinsten Spur Ablenkung suchend. Ohne Erfolg, allerdings. Denn das Wesen schwoll aus der Wunde, aus der Haut, wie der schrecklichste Alptraum und zwang sich tief in die Seele. Die Spione des Wesens waren völlig ausgestreckt, wohingegen dessen körperliches Dasein die Leere umarmte. das Leib war durchsichtig, der heimliche Blick konnte kaum die Wahrzeichen der Existenz erkennen.
Der Zug, von seinen Fahrgästen geleert, kam langsam in die letzte Sation. Nur einer war noch da – der, den niemand aushalten konnte, der das Weiterleben der anderen störte; das enthüllende Wesen, das Menschenwesen selbst. Das schlafende Gefäß dieses Wesens war auch schon hinausgetaumelt, aber die Elend war längst aus diesem gekrochen und bettete sich in die Winkel ein. Fest geworden war die Prä-
(weiter auf Seite G)

senz dieses Wesens, des Störendsten an allen, das, wovon wir uns abzuhalten versuchen: uns selbst.

MP.

Kommende Veranstaltungen

Kaffeeklatsch
Mittwochs um 12.30 Uhr,
in der deutschen Seminarbibliothek! 5337 Dwinelle.
Holt euch ein schönes Mittagsbrot,
und natürlich die neueste Ausgabe
dieser Zeitschrift!

Stammtisch
Freitags 17 - 19 Uhr,
in der Triple Rock Bar.
(1920 Shattuck Ave)
Wenn schönes Wetter herrscht,
wird oben im Biergarten geprostet!

Kontaktiert uns:
eswerdelichtUCB@gmail.com

Wollt ihr mehr über uns erfahren?
Findet noch mehr hier:
eswerdelicht.berkeley.edu
facebook.com/eswerdelichtucb

Impressum

Hauptredakteur: Maximilian Pitner
Redaktionelles Team:
Kumars Salehi
Anna Carlsson
Yousef Kazerooni
Gastautor dieser Ausgabe:
Ferdinand Maximilian
Alle Rechte, die hier enthaltenen Erzählungen betreffend, sind dem jeweiligen Autor vorbehalten.

Traum des Sisyphos
Aus: Tagträume (1964)
von Günter Kunert

Auf brüchiges Stroh hingesunken, träumte ihm, was er täglich tat: Wie er schwitzte und keuchte und fluchte, indem er den unförmigen Fels langsam aufwärts drückte, Richtung Gipfel.
Während des Tuns wandelte sich der rauhe Marmor unter seinen schmerzenden Händen zu Glätte und endlich zu glatter, weicher Haut, nahm in Lidschlagschnelle Gestalt und Züge an, und unverkennbar die des Sisyphos selber. Der aber, der eben fast erstickte vor Anspannung, der spürte gleich nicht mehr die Mühsal: Tränen der Verzweiflung – als nie geschmeckt; gallige Bitternis, wenn der dumpfe Klotz wieder in die Tiefe entglitten, als ihm ganz Fremdes: Es war hart und unerbittlich nun. Er schaute auf den lebendigen Brocken sisyphosgesichtigen Fleiches vor seinen Füßen, mitleidlos, zornlos. Er erkannte sich nicht.
So also legte er seine steinernen Hände auf die erschauernde Epidermis und stieß, was da vor ihm lag, in den Abgrund: Frei von der Last des geduldigen Emporgebrachtwerdens war jetzt der Stein.

Die Redaktion freut sich darüber, euch die neue Webseite ankündigen zu können! Besucht sie unten:

eswerdelicht.berkeley.edu

Die Maske des roten Todes
(1842)
von Edgar Allan Poe

In diesem Gemach befand sich außerdem...eine riesige Standuhr aus Ebenholz. Ihr Pendel schwang hin und her mit dumpfem, monotonem klang; und wenn es Zeit war, die Stunde zu schlagen, kam aus den Messinglungen der Uhr ein klarer, lauter, sonorer und überaus harmonischer Schall, der sich aber doch so seltsam anhörte, daß sich die Orchestermusiker bei jedem Stundenschlag gezwungen fühlten, innezuhalten und dem Klang zu lauschen; und auch die Tänzer drehten sich nich weiter; und Unruhe befiel kurz die ganze frohe Gesellschaft; und während die Schläge der Uhr noch dröhnten, merkte man, daß auch der Ausgelassenste blaß wurde und die Älteren und Abgeklärteren sich mit der hand über die Stirn strichen, als träumten sie wirr oder meditierten. Aber als alles Echo verklungen war, ging leises Lachen durch die Menge...als ob sie über ihre eigene Nervösität lachten, und flüsternd versprachen sie einander, das nächste Schlagen sollte sie nicht mehr verstören; und dann nach Ablauf einer Stunde...schlug die Uhr wieder, und dieselbe Bestürzung und Angst und Nachdenklichkeit wie vorher machte sich breit.
Aber trotz all dieser Dinge war es ein fröhliches, prächtiges Fest...

Lyrikecke

Wir möchten eure Gedichte auch veröffentlichen! Schickt sie uns!

Kosten
von Ferdinand Maximilian

Wörter sind billig
leicht formuliert
Mit Tinte und Lauten
häufig serviert

Sinn ist noch teurer
ergibt sich nur schwer
Schleicht zwischen Zeilen
kommt leise her

Angst
Aus: In stillen Nächten (2013)
von Till Lindemann

Die Sonnenblume ist verdurstet
am Fenster stirbt sie da im Stehen
sie weint ihr letztes Gelb ins Zimmer
es ist gar traurig anzusehen

Angstvoll wende ich mich ab

Alt vertrocknet und vergessen
wird mir das gleiche Leid geschehen
so schnell vorbei die ganze Pracht
war gestern noch so wunderschön

(Ursprünglich im Verlag Kiepenheuer & Witsch , Köln, erschienen.)